

"Der Vogelsang ist wie eine barocke Kulisse"

Autor(en): **Petersen, Palle**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **35 (2022)**

Heft [11]: **Zwischen Garten und Gleismeer**

PDF erstellt am: **16.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1006212>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Astrid Stauer war Fachexpertin in der Vogelsang-Wettbewerbsjury, Kaschka Knapkiewicz von Knapkiewicz Fickert erhielt 2014 den Zuschlag.

«Der Vogelsang ist wie eine barocke Kulisse»

Die Architektin Kaschka Knapkiewicz und die Jurorin Astrid Stauer treffen sich im Vogelsang zum ausgiebigen Gespräch über Strassenlärm, Farbenfreude, Kitsch und die Klimakrise.

Interview und Texte: Palle Petersen



Wie ein gerahmtes Bild: Blick über das Gleisfeld zu den Arbeiterhäusern von Töss.

Die Siedlung Vogelsang polarisiert. «Genial», meinen die einen. «Diese Farben», stöhnen die anderen. Bei den Winterthurer Stadtratswahlen mussten die Politikerinnen Stellung beziehen. Ein Architekt erzählt, er habe die Siedlung heimlich besucht. Und sei begeistert. Wenn Architektur zum Stadt- und Szenegespräch wird, macht sie entweder fast alles falsch oder sehr viel richtig. In der Regel ist sie ausserdem gross und sichtbar, so auch der Vogelsang: 350 Meter lang, staffelt sich die Siedlung oberhalb des Gleismeers in den Hang. Eine verwinkelte Wohnburg in Ockergelb, mit Balkonen und Erkern, mit Hauben wie Bretterhütten und knallgrünen Fensterläden. Eine Genossenschaftssiedlung mit Pizzaofen und Badebrunnen, Siedlungsküche und «Dreckschleuse». Kurzum: Der Vogelsang ist nicht triste Wohnraumversorgung, sondern platz für Gemeinschaftswillen und architektonischer Ambition.

Der Städtebau

Mit gefühlt 1000 Fragen fahre ich zum Bahnhof Winterthur. Sieben Gehminuten später stehe ich vor dem bunten Winkelspiel und bin erstaunt: Zwischen Bahngleisen und Waldrand liegt die Siedlung zugleich zentral und peripher. Bald kommt Architektin Kaschka Knapkiewicz um die Ecke, die das Projekt mit ihrem Büopartner Axel Fickert entworfen hat. Dann kommt Astrid Stauffer dazu, die 2014 die Jury des Architekturwettbewerbs leitete. Wir treffen uns nicht zu einem Streitgespräch, sondern zu einer Spurensuche über den Tellerrand des Vogelsangs hinaus. **Von 91 Bewerberinnen durften 15 Architekturbüros am Wettbewerb teilnehmen. Die Liste ist ein kleines «Who is who» der Zürcher Wohnbauszene. Meist gewinnt man mit gutem Städtebau. Wie war es hier?**

Astrid Stauffer: Bei den Projektvorschlägen gab es drei Typen. Die meisten Büros arbeiteten mit Zeilen, ob unterbrochen oder gestaffelt, kammartig oder ausgreifend. Andere versuchten es mit additiven Volumen. Einige zeichneten Hoffiguren. Doch mit bekannten Typologien bekam man die Situation nicht in den Griff. Das Problem war die stark befahrene Strasse, die zugleich gegen Westen und zur Aussicht liegt. Eine offene Bebauung hätte zu Lärmproblemen geführt. Hätte man sich von der Strasse abgeschirmt, wäre eine unbefriedigende Rückseite entstanden. Diesen Clinch haben Knapkiewicz Fickert mit ihrem zellularen Typ raffiniert aufgelöst: Auf niedriger Höhe begleitet ihre Figur die Strasse, von hinten stülpen sich Arme darüber, hangseitig duckt sie sich ins Terrain.

Kaschka Knapkiewicz: Auch wir versuchten es erfolglos mit Zeilen, Höfen und kombinierten Baukörpern. Dann kam der Befreiungsschlag: Wir deckten alles ab und begannen, von beiden Seiten Masse wegzuschälen und hofartige Räume auszuschneiden. Das Lärmproblem erinnerte uns an das «hôtel particulier», einen Typus französischer Stadtpalais aus dem 17. und 18. Jahrhundert für Adel und Klerus. Drei Gebäudeflügel spannen zur lauten und schmutzigen Strasse einen Wirtschaftshof auf, der Wohntrakt ist von der Strasse abgerückt. Diese Typologie wollten wir in den Siedlungsmassstab und die Gegenwart übersetzen.

Die Architekturkritikerin der NZZ fühlte sich an ein gewachsenes Dorf erinnert.

Nun sprechen Sie von Masse und Subtraktion.

Widerspricht sich das nicht?

Kaschka Knapkiewicz: Der Entwurf war klar subtraktiv, aber es gefällt mir, lässt sich die Siedlung nun so widersprüchlich interpretieren. Wir beginnen den Entwurf übrigens nicht mit der klassischen Setzung von Objekten und relativ zufälligen Resträumen dazwischen, sondern umgekehrt: Zuerst prägen wir die öffentlichen Aussenräume.

Dazwischen entstehen sozusagen die Baukörper, die den Freiraum begrenzen und fassen. Am Ende in diese Körper hinein die Wohnungen zu organisieren, ist fast der spannendste Teil der Arbeit, denn dabei lassen sich neue Wohntypen erfinden.

Vielleicht hat die dörfliche Assoziation mit dem menschlichen Massstab der Siedlung zu tun? Von oben betrachtet ist der Vogelsang eine quartiersfremde Grossform. Vor Ort wirkt das überhaupt nicht so.

Astrid Stauffer: All die Versprünge und Schrägen, die Arme und Zapfen verfeinern das System, machen es mehrdeutig. Diese Komplexität hat einen weiteren Vorteil: Die Einfamilienhäuser oberhalb am Hang haben ein gesichertes Aussichtsrecht. Aufgrund der Topografie durfte man darum stadtauswärts immer mehr Volumen bauen. Dieses Crescendo sah man vielen Wettbewerbsbeiträgen an. Im gebauten Projekt ist es kaum wahrnehmbar.

Apropos Einfamilienhäuser: Ab 1911 sind hier Häuschen und Wohnzeilen nach dem Gartenstadtidéal entstanden. Auch die Gründersiedlung der GWG, gebaut von 1939 bis 1941, folgte diesem Schema. Nun hat der heutige Vogelsang diese durch grössere Wohnungen für fast 400 Menschen ersetzt.

Was ist der Bezug zur Umgebung?

Kaschka Knapkiewicz: Es gibt viele Aussenräume und Gärten. Ausserdem ist die Überbauung an den Rändern nur zwei bis drei Geschosse hoch. Das gestaffelte Volumen kaschiert, dass in der Mitte bis zu sechseinhalb Geschosse stehen, zumindest wenn man die Garage im Hang unter der Siedlung mitrechnet.

Astrid Stauffer: Trotzdem ist der Vogelsang kein Teil der Quartierstruktur, sondern im Grunde eine Insel: vorne die laute Strasse, hinten die Schrebergärten und Einfamilienhäuser, seitlich der Wald. An diesem Ort musste man eine neue und eigenständige Identität schaffen.

Kaschka Knapkiewicz: Mich stört der Inselbegriff. Der Vogelsang schafft Beziehungen und reagiert auf seine in Ausdruck und Massstab komplett unterschiedliche Umgebung. Zur Stadt und der Bahn hin zeigt er sein repräsentatives Gesicht, eine Kette durchaus hoher Häuser und Torgebäude. Gegen den Hang hin löst sich die Struktur in bretterverschaltete Pavillonhäuser auf, die an die Schrebergärten und Einfamilienhäuser andocken.

Die Gemeinschaft

Wir lassen den Kindergarten und die Velowerkstatt im Norden aus und gehen die Strasse entlang. Ein Hochtroit, die «Promenade», schafft eine Ebene mit Eingangsnischen und steilen Treppenfluchten, die in die Höfe führen. Es gibt sechs normale Höfe und zwei grössere. Am «Pizzahof» liegen ein Recyclingraum, zwei Gästezimmer und der Pizzaofen. Am «Brunnenhof» befindet sich nebst dem zweiten Recyclingraum das Siedlungslokal mit Badebrunnen davor. Zur Strasse hin stehen die Siedlungsküche, der Fitnessraum und die Kita. Geschwungene Wege führen ebenerdig durch die Hoflandschaft an zahllosen Waschküchen vorbei, dazwischen führen Treppen zu den Gärten, Beeten und dem Spielplatz am Hang.

Die Siedlung wirkt ausgesprochen öffentlich.

Gemeinschaftsfördernde Architektur war offensichtlich das Ziel. Wie steht es um die Rückzugsorte?

Astrid Stauffer: Das habe ich mich auch gefragt. Es ist ungewöhnlich, wie sich die Gemeinschaften rund um die Höfe und um die Treppenhäuser überlagern. Sicherlich sind die hangseitig offenen Höfe privater als die geschlossenen. Spätestens bei den verglasten Terrassen zur Strasse hin stellt sich aber die Frage nach der Privatsphäre. Im Hof →



Auf der Hangseite ist die Siedlung bloss zwei- bis dreigeschossig. So schaffen die Neubauten eine Verbindung zum kleinteiligen Quartier mit Schrebergärten und Einzelhäusern.



Der Vogelsang ist auch eine eindruckliche Willkommensgeste an die Bahnreisenden, wenn sie in Winterthur einfahren.



Vieförmig und -farbig ragt die Siedlung über dem als Promenade gestalteten Hochtrottoir auf.

→ merkt man sofort, wie gut diese Lärmschutzmassnahme funktioniert. Doch die Bewohner stehen hier quasi auf einer Bühne, wie Romeo und Julia. Schön übrigens, wie sich die zwei Terrassen berühren, beinahe küssen.

Kaschka Knapkiewicz: Wir planten die «Laterne» zu Beginn als ungeteilte Aussenräume. Noch immer könnten zwei Nachbarinnen die Zwischenwände demontieren. Aber ich verstehe die Bedenken, denn die «Laterne» sind exponiert. Allerdings besitzen nur 18 der gut 150 Wohnungen solche Terrassen. Viele Wohnungen verfügen zudem über zwei Aussenräume. Wer am Hof wohnt, hat seinen Anteil am Garten oder einen Strassenbalkon. Ähnlich orientieren sich die Wohnungen an den Gelenkstellen sowohl zu den hinteren als auch zu den vorderen Höfen. Die Bewohner können also wählen, wie privat sie es haben wollen.

Astrid Stauer: Im Jura stellen die Menschen ihre Tische an die Strasse, sie möchten gesehen werden und miteinander sprechen. In der Deutschschweiz stellen wir die Tische meistens hinters Haus. Wie es hier wohl wird?

Sind die fast zwei Türend Räume für Sonderangebote nicht übertrieben?

Kaschka Knapkiewicz: Dass ich jemals eine «Dreckschleuse» bauen würde, hätte ich nie gedacht. Aber ich finde es toll, wie die GWG die Gemeinschaftsnutzungen entwickelt und später mit den Bewohnerinnen diskutiert hat. Im Wettbewerb gab es nur die Kita, den Kindergarten und das Siedlungskloak. Alles andere kam später dazu und ist deshalb innerhalb der Wohnungsstruktur gebaut. Theoretisch könnte man selten genutzte Gemeinschaftsräume einfach zu Wohnungen umbauen.

Astrid Stauer: Das ist interessant. Immerhin ist die Struktur des Vogelsangs ganz anders als die gut umnutzbaren Industriehallen oder andere Vorstellungen von flexibel nutzbaren Strukturen. Trotzdem ist die Siedlung systematisch gedacht und lässt verschiedene Wohntypen und Nutzungen zu. Alles ist möglich.

Kaschka Knapkiewicz: Genau. Es geht einzig um Geometrie, Proportionen und Ordnung. Die Nutzbarkeit ist offen.

Die Wohnungen

So gewagt die Siedlung Vogelsang städtebaulich und typologisch auch ist, so gewöhnlich sind die Wohnvorstellungen von Haushalten mit meist ein bis fünf Personen. Grosse Wohngemeinschaften, Clusterwohnungen oder Wohnexperimente finden sich hier keine. Die meisten Wohnungen schlängeln sich überock oder von Hof zu Hof und haben 2,5 bis 6,5 Zimmer. Der Spaziergang führt zu einer Hofwohnung mit «Laterne», einer geräumigen «Zapfenwohnung» zwischen zwei Höfen und einer kleinen Wohnung am Rand des Systems zum Waldrand hin. Trotzdem bekommen wir bloss eine Ahnung davon, wie das Wohnen im Vogelsang funktioniert – zu viele Typen und Sonderlösungen gibt es. Es ist ein System voller Ausnahmen.

Eigentlich handelt es sich beim Vogelsang um situativen Wohnungsbau. Jede Wohnung spielt die Vorteile ihrer Lage aus. Gibt es bei alledem eine übergeordnete Idee?

Kaschka Knapkiewicz: Eine gute Wohnung verfügt über öffentliche Bereiche wie Küche, Wohn- und Erschliessungsräume, die erlauben, dass man in einer Nische oder Ecke abseits vom Geschehen sitzen, sich dabei allein und trotzdem in der Gemeinschaft fühlen kann. Wir suchen keine funktionalen Grundrisse, die Privatheit nur in den Zimmern und die Gemeinschaft nur in den Wohnzimmern zulassen, sondern mehrdeutige Räume.

Astrid Stauer: Leider sind solche lebendigen Grundrisse oft chancenlos. Unter dem Vorwand der Vermietbarkeit streben viele Investorinnen nach simplen Plänen. Nischen und Übergangszonen haben da einen schweren Stand.

Liegt das nicht auch an der Geometrie, an den schrägen Winkeln, die die Überbauung prägen?

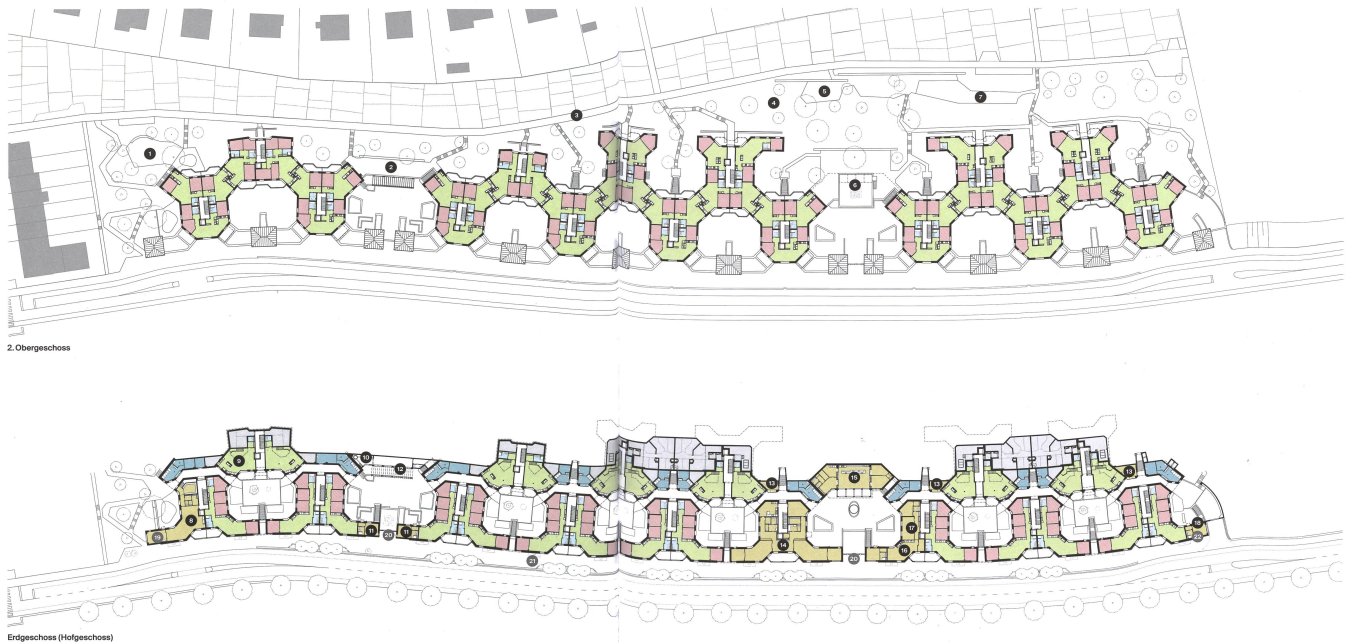
Astrid Stauer: Fast alle Schlafzimmer sind rechteckig, das ist clever. Der geteilte Wohnraum umspült die Zimmer, knautscht und weitet sich. Immer wieder gibt es rechte Winkel, was gut für das Möblieren ist.

Siedlung Vogelsang

- Zimmer
 - Nesszellen
 - Wohnbereich
 - Öffentliche Bereiche/ Gewerbe
 - Waschküchen
 - Keller/Technik
- 2. Obergeschoss**
- 1 Spielplatz
 - Kindergarten
 - 2 Boule-Platz
 - 3 Pflanzweg
 - 4 Allmend
 - 5 Spielplatz Siedlung
 - 6 Sonnenterrasse
 - 7 Pflanzgärten

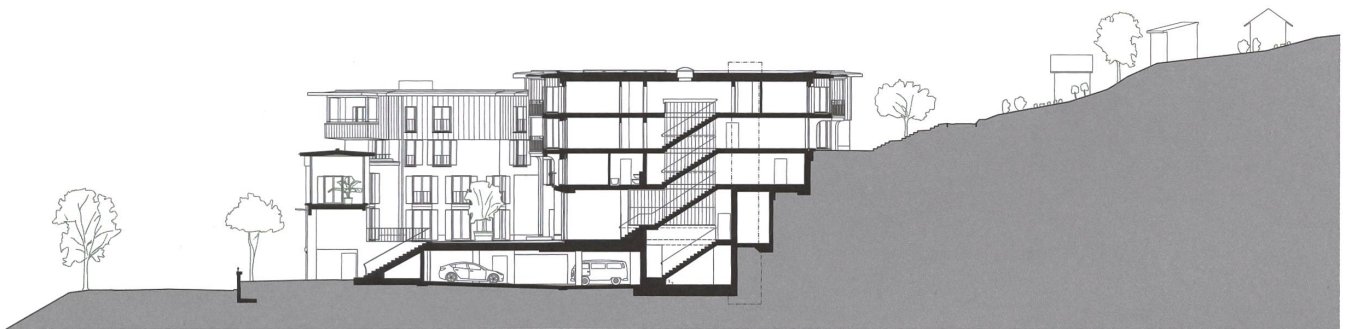
- Erdgeschoss (Hofgeschoss)**
- 8 Kindergarten
 - 9 Gemeinschaftsbüro
 - 10 Sommerküche mit Pizzeria und Grill
 - 11 Gästezimmer
 - 12 Gartenhalle mit Pergola
 - 13 Hobbyräume
 - 14 Kindertagesstätte
 - 15 Siedlungskloak
 - 16 Siedlungsküche
 - 17 Fitnessräume
 - 18 Musikzimmer

- Untergeschoss (Promenadengeschoss)**
- 19 Werkstatt
 - 20 Recyclingräume
 - 21 Promenade
 - 22 «Dreckschleuse»





Querschnitt durch das strassenseitige Haus.



Querschnitt durch den Treppenzugang zum Hof und durch das hangseitige Haus.

→ **Kaschka Knapkiewicz:** Weil wir immer mit dem Aussenraum beginnen, entstehen bei uns oft schräge Winkel. Bei anderen Projekten haben wir die Winkel allerdings freier gehandhabt, so kann man gut zirkeln und justieren. Der 45-Grad-Winkel der Siedlung Vogelsang folgt ganz anderen Regeln und war ungleich anspruchsvoller. Im Übrigen sind es nie genau 45 oder 135 Grad, sondern meist ein paar Grad mehr oder weniger. Die Siedlung krümmt sich die geschwungene Strasse entlang. Das System ist deformiert. Der Fluchtpunkt der konvexen und konkaven Kurven sitzt in etwa beim Eschenbergturm.

Es gibt gelben Anhydrit oder Riemenparkett am Boden, Kalkzementputz an den Wänden und weiss verputzte Decken. Was ist die Idee dahinter?

Kaschka Knapkiewicz: Die GWG wünschte sich verschiedene Ausbauten. Weil die unteren, aussen ocker verputzten Geschosse als massives Hybridmauerwerk gebaut sind, entschieden wir uns hier für den Bodenbelag in Anhydrit. In den bretterschalten Obergeschossen gibt es in den Küchen Parkett und Keramikplatten in den Küchen. Diese sind übrigens leicht unterschiedlich, haben aber immer drei Farben: Der Hochschrank ist schwarz, Küchenkorpus und Oberschrank sind weiss und rot. Mehrfarbige Küchen wirken möbliert. Einfarbige Küchen sind Küchengebirge.

Die Gestaltung

Wir streifen noch ein wenig durch die Höfe. Überall gibt es etwas zu entdecken: Da sind die grünen Fensterpartien, die die Fenster im Erdgeschoss und im ersten Obergeschoss zusammenfassen. Dort stülpt sich die Bretterschale schwebend über den verputzten Unterbau.

Der verglaste Balkon hebt sich über die Seitenwände, gerahmt von Flügelmauern und Regenrinnen. Die Markisen sind gestreift. Stossen zwei Balkone aneinander, schützen abwechselnd holzsichtige und grün gestrichene Latten vor neugierigen Nachbarsblicken. Die Staketengeländer nehmen mit schlanken Holzlatten den Sichtschutz der Bewohner vorweg. Die Geländer formen zugleich eine Auflagefläche für Pflanzenkästen. Als es zu regnen beginnt, setzen wir uns ins Siedlungslokal mit Hofblick.

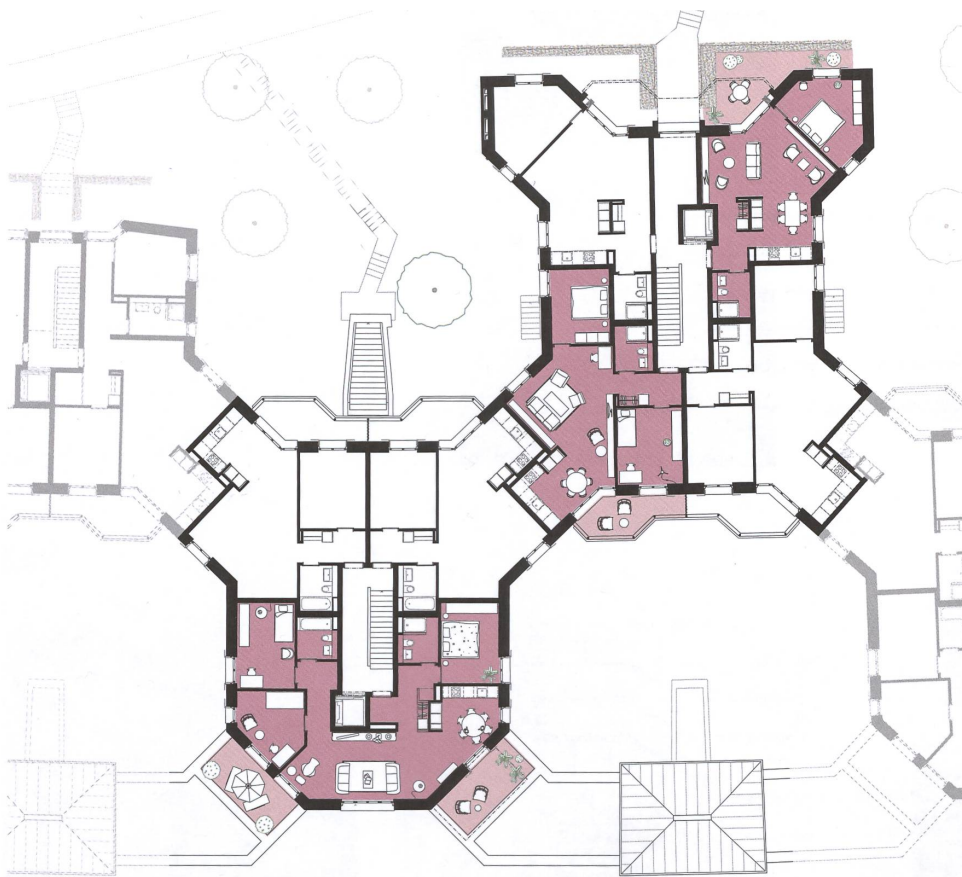
Die Treppenhäuser sind dunkelrot, die Fassaden ockergelb, die Fensterläden knallgrün. Warum so bunt?

Kaschka Knapkiewicz: Mein Partner Axel bezeichnet Farben als Geschmacksverstärker. Ich selbst habe keine starke Beziehung zum Material, bloss zur Farbe. Ob Beton, Putz oder Fliesen rot sind, ist mir egal. Ich habe auch keine Farbvorurteile, mich interessiert das Nebeneinander von Farben. Es ist spannend, wie sich ein Gelb neben einem Oliv oder Himmelblau verändert. Und dass Fensterläden grün sind, weiss doch jedes Kind, nicht?

«Keine Beziehung zum Material» klingt im Land der Materialwahrheit ketzerisch. Allerdings wohne ich tatsächlich in einem weiss verputzten Altbau mit grünen Läden.

Astrid Stauffer: Ich auch. Grüne, mit Leinöl gestrichene Läden gab es früher häufig bei Landhäusern. Die sollten den Häusern ein fröhliches Aussehen verleihen. Allerdings waren im Wettbewerb nicht nur die Fensterläden grün, sondern ganze Hauspartien. Das Gelb kam erst danach.

Kaschka Knapkiewicz: Wir hatten anfangs die Idee, das Haus solle aus dem Boden wachsen und darum grün gefärbt sein, mit einem ländlich roten Dachgeschoss. Doch je länger wir planten, desto trister fanden wir das. Dann wurde das Haus sonniger und erdiger. Wie in Italien. →

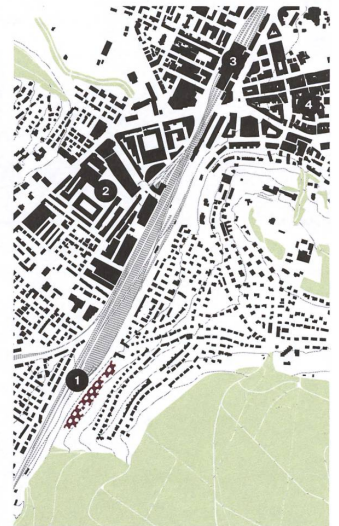


Wohnungsgrundrisse 2. Obergeschoss.



Wohnungsgrundrisse Erdgeschoss (Hofgeschoss) mit Waschküche am Durchgang.

Siedlung Vogelsang, 2021
 Untere Vogelsangstrasse 177–209,
 Winterthur ZH
 Bauherrschaft: GWG Gemeinnützige
 Wohnbaugenossenschaft Winterthur
 Architektur: Knapkiewicz & Fickert, Zürich;
 Daniel Kasel (Projektleitung); Moritz
 Conrad, Etienne Girard, Samuel Meier,
 Lena Paulsson, Ueli Steinmann, Niels
 Kunz, Nora Tahiraj, Patrick Rüegg, Antonio
 Ciullo, Simeon Muhl, Nelly Pilz, Benjamin
 Locher, Michael Schrepfer (Mitarbeit)
 Bauleitung: GMS Partner, Zürich Flughafen
 Landschaft: Tremp, Zürich
 Bauingenieure:
 Dr. Lüchinger + Meyer, Luzern
 Haustechnikplanung:
 Amstein + Walther, Frauenfeld
 Elektroplanung: 3-Plan, Kreuzlingen
 Bauphysik: aundb, Winterthur
 Baumeister: Arge Landolt,
 Hans Stutz, Blatter, Winterthur
 Holzbau Fassade:
 Sprenger Söhne, Seuzach
 Küchen: Herzog, Unterhörstetten
 Gartenbau: Ernst Spalinger, Zell
 Auftragsart: Studienauftrag mit
 Präqualifikation und Überarbeitung, 2014
 Erstellungskosten (BKP 1–5): Fr. 80 Mio.
 Baukosten (BKP 2): Fr. 69 Mio.
 Geschossfläche: 31300 m²



Situation

- 1 Siedlung Vogelsang
- 2 Sulzerareal
- 3 Bahnhof
- 4 Altstadt



Eigenwillige Farbgebung auch im Innern.



Die Geräumigkeit gefällt, die glänzenden Oberflächen weniger siehe Umfrage auf Seite 17.



Der offene Wohn- und Kochbereich.



Die Wohnungspalette reicht von 6,5-Zimmer-Wohnungen für Grossfamilien bis ...



Innen oder aussen? Beides! Und mit Vorhängen jederzeit wandelbar.



... zu geräumigen 2,5-Zimmer-Wohnungen für Einpersonenhaushalte.



Kinder im Vorschulalter machen rund ein Sechstel der gesamten Vogelsang-Bewohnerschaft aus.



156 Haushalte, 468 Namensschilder.

→ **Astrid Stauer:** Die Fassade hat sich deutlich verbessert, und so muss es auch sein. Selten findet man die Balance schon im Wettbewerb, und es wäre falsch, nach der Abgabe sieben Jahre einem eilig gemachten Rendering hinterherzurrennen. Mehr als die Farben interessieren mich die Referenzen: Der Vogelsang bedient sich an Bildern aus Italien, am französischen «hôtel particulier» und an den Bretterhütten der Schrebergärten. Was hält das alles zusammen? Besteht nicht die Gefahr, im Sammelsurium zu enden, im Kitsch?

Wie definieren Sie Kitsch?

Astrid Stauer: Mein Zeichnungslehrer bezeichnete Kitsch als «Verdichtung zu vieler schöner Dinge»: Sandstrand, Palmen, Meer, Sonnenuntergang, Liebespäpchen – zu viel davon auf einmal, das sei eben Kitsch.

Kaschka Knapkiewicz: Das klingt schrecklich protestantisch. Wir arbeiten eher wie Katholiken. Schau dir mal eine Barockkirche an, zum Beispiel jene in St. Gallen: ein grosses Durcheinander, und nicht alles daran ist schön. Auch beim Vogelsang ist nicht alles schön.

Astrid Stauer: Genau, Schönheit braucht Störungen. Der Vogelsang steckt voller solcher Momente: Wie die grünen Fensterläden direkt an die Bretterschalung stossen – das ist alles andere als regelkonform.

Eine Blasphemie, weil das Fassadenfleisch ums Fenster fehlt?

Kaschka Knapkiewicz: Das ist doch der Witz. Für mich ist der Vogelsang wie eine barocke Kulisse. Es gibt zwei Bühnenbilder von Serlio, eines zur Tragödie und eines zur Komödie. Das Erste ist streng und geschlossen, da passiert nur wenig. Das Zweite ist üppig und überbordend. Wir wollten ein fröhliches Haus bauen, eine Komödie. Es gibt mehr, als man auf den ersten Blick entdeckt.

Im Zweifelsfall für die Reichhaltigkeit?

Kaschka Knapkiewicz: Absolut!

Astrid Stauer: Ich frage mich dennoch, wie man so unterschiedliche Referenzen sinnvoll in Beziehung setzen kann. Wie frei lassen sich Momente aus der Architekturgeschichte collagieren? Und stellt sich nicht immer auch die Frage nach der Übersetzung in die Gegenwart? Konkret: Sind solche Läden noch zeitgemäss?

Kaschka Knapkiewicz: Ich überlege gar nicht erst, was zeitgemäss ist. Im Grunde gibt es sowieso nichts Neues unter der Sonne. Nehmen wir das «hôtel particulier»: Natürlich bauen wir nicht mehr für Kutschen und feine Herren. Aber der Typus geht klug mit Wohnen am Strassenlärm um, das kann man transformieren.

Die Klimakrise

Wir verlassen das Siedlungslokal, eine kuriose Welt mit quadratischen Spiegeln hinter der stolzen Bar, gerahmt von expressiv überformten Abluftrohren, die kurz unter der Decke enden. Ganz offensichtlich ist das Architekturmachen für Knapkiewicz Fickert ein Spass. Für jedes noch so kleine Detail gibt es eine Idee, eine Form und eine Farbe. Das mag gelegentlich übersteuern, aber die Liebe zu einer Architektur, die etwas will und wagt, ist spürbar. Und der Mut der GWG, so weit zu gehen, ist offensichtlich. Mit Gedanken, Notizen und Bildern im Kopf steigen wir ins Auto der Architektin. Die Garage ist riesig, aber weitgehend leer.

Im Aushub und im Beton stecken enorme Mengen

Treibhausgas. Warum ist die Garage so gross?

Ist die GWG ökologisch weniger ambitioniert als sozial?

Kaschka Knapkiewicz: Das würde ich nicht sagen. Der Vogelsang ist mit dem öffentlichen Verkehr schlecht erschlossen. Aufgrund des erhöhten Risikos konnten wir die Parkplätze im Mobilitätskonzept bloss um einen Viertel reduzieren. Allerdings stehen viele der 150 Parkplätze nun

leer, das ist schon ein wenig absurd. Auch bei der Haustechnik haben wir einiges ausprobiert, allerdings ohne Label, sozusagen projektspezifisch: Es gibt Wärmepumpen und Erdsonden, Photovoltaik auf dem Dach und statt einer Kontrolllüftung eigens entwickelte Nachströmöffnungen über den Fenstern und dazu die Abluft via Badezimmer.

Auch konstruktiv ist der Vogelsang ein einfaches Haus. Wie sind Sie auf das Hybridmauerwerk gekommen?

Kaschka Knapkiewicz: Zuerst hatten wir ein konventionelles Zweischalenmauerwerk geplant, doch dann wären in den Gebäudeecken Dilatationsfugen entstanden. Die schönen achteckigen Höfe ohne präzise Kanten mit voneinander getrennten Wandflächen – eine schreckliche Vorstellung! So kamen wir auf das System, das ausserdem ohne Isolation auskommt. Die tragende Innenschale besteht aus 18 Zentimeter starkem Backstein, die Aussenschale aus 37 Zentimeter dickem Dämmstein. Weil das aber nicht gereicht hätte, um die Normen zu erfüllen, kompensieren wir das unter der Bretterschalung in den obersten Geschossen mit einer stärkeren Dämmung. Die Fassade ist dauerhaft und darum nachhaltig.

Apropos Dauerhaftigkeit: Ist eine so spezifische Architektur wie beim Vogelsang, ist das massgeschneiderte Unikat nicht starr, ineffizient und schwer umnutzbar?

Astrid Stauer: Gute Frage. Aber wie wir festgestellt haben, kann die gewählte Grundfigur durch ihren systemischen Charakter verschiedenste Wohnungen und Nutzungen aufnehmen. Mich erstaunt auch, dass die energetischen Anforderungen trotz der grossen Abwicklung erfüllt sind. Das funktioniert letztlich nur, weil die Baukörper an den Gelenkstellen zwar dünn sind, ansonsten aber sehr kompakt und kräftig.

Die Siedlung knüpft an tradierte Bilder an, spielt mit Analogien und Referenzen. Muss man zukunfts-fähige Architektur nicht radikal anders denken?

Die Klimaaktivistinnen von «Countdown 2030» fordern eine «Neuerfindung der Moderne».

Kaschka Knapkiewicz: Ausgerechnet die Moderne! Ihr Funktionalismus hat so viel kaputt gemacht, das brauchen wir wirklich nicht mehr. Und was gibt es bitte Neues? In den aktuellen Architekturwettbewerben sieht man vor allem Kopien früherer Metron-Projekte mit Laubengängen, Holzskelett und Aneignung. Es kann doch nicht das Ziel sein, solchen Trends hinterherzurrennen?

Astrid Stauer: Die Moderne ist ein vergifteter Begriff, darum ist die Wendung unglücklich gewählt. Gemeint ist allerdings keine Neuauflage des Funktionalismus, sondern ein radikaler Epochenwechsel. Wir müssen mehr umbauen, erweitern und reparieren. Die Reinheit ist passé, die Zukunft gehört der kunstvollen Bricolage. So gesehen hat eure Arbeitsweise doch einiges Potenzial, oder? ●



Differenzierte Beläge definieren den privaten Aussenbereich der Wohnungen am Hof.